

Kein Publikum, aber 100 000 Zuhörer

Geisterkonzerte: Der Bayerische Rundfunk überträgt das Finale des 10. „Birdland Radio Jazz Festivals“

Von Karl Leitner

Neuburg – Das „Birdland Radio Jazz Festival“ des Jahres 2020 wird auf jeden Fall in die Annalen eingehen. Erstens weil es das zehnte seiner Art war, somit also eine Jubiläumsveranstaltung, zweitens weil es in den neun Jahren vorher noch nie ein derartiges Hin und Her um das Programm und die daran beteiligten Künstler gab und drittens, weil fünf von acht Konzerten vor stark gelichteten Reihen und die verbleibenden drei gänzlich ohne Publikum stattfanden. Der Grund dafür? Corona natürlich, was sonst in diesen Tagen, da durch das Virus und die daraus resultierenden Verbote der Konzertbetrieb gänzlich zum Erliegen gekommen ist.

Nein, gänzlich dann doch nicht, denn der Pianist Sebastian Sternal, die gemeinsame Band von Mulo Francel und Paulo Morello sowie das Kathrin Pechlof Trio treten an drei aufeinander folgenden Abenden unter Ausschluss der Öffentlichkeit auf. Lediglich der Veranstalter, ein Techniker, ein Fotograf und die Presse sind zugelassen und die beiden Redakteure des Bayerischen Rundfunks, die die ersten beiden Abende aufzeichnen und den dritten in einer vierstündigen Sendung aus Neuburg live weltweit übertragen.

Es kommt ja schon einer Sensation gleich, dass die Konzerte überhaupt stattfinden, nachdem doch Unterhaltungsveranstaltungen generell verboten sind. Und die Anwesenden sind ja im Grunde auch nur vor Ort, um ihrer beruflichen Tätigkeit nachzugehen. Was ausdrücklich erlaubt und auch notwendig ist. TV-Übertragungen von Geisterspielen im Fußball sind ohne Trainer, Fernsehteam, Kommentatoren und Platzwart schließlich auch nicht denkbar. Komisch fühlt sich die Situation allerdings schon an.

Manfred Rehm hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um diese drei Abende wenigstens für die Hörer an den Radiogeräten zu retten. Notfalls würde er das Festival auch mit null Zuschauern durchziehen, hatte er bereits im Vorfeld verkündet. Genau das tut er nun, findet aber sogar in der für die Musiker, das Publikum und nicht zuletzt für ihn selbst höchst unbefriedigenden Situation noch etwas Positives. „Wenn die Leute schon nicht zum Jazz kommen dürfen, dann muss der Jazz eben zu ihnen kommen“, sagt er. Er geht von geschätzten 100 000 Hörern aus – zuerst denen aus dem Einzugsbereich



Vor leeren Stühlen, aber für Hörer an den Radiogeräten und im Internet: Der Pianist Sebastian Sternal spielt im Neuburger Jazzclub „Birdland“ (oben). An den darauffolgenden Abenden traten die Band von Paulo Morello und Mulo Francel (links) sowie Kathrin Pechlof und Trio auf. Fotos: Leitner



des BR, nach Mitternacht aus ganz Deutschland via Nachtprogramm der ARD und aus der ganzen Welt übers Internetradio. Das ist nicht übel für den kleinen Club in der Neuburger Altstadt, die in Pandemiezeiten nächstens wie ausgestorben ist. Einzige Besonderheit: drei Übertragungswagen auf dem Karlsplatz unweit des Eingangs. Zuerst hatte Manfred Rehm auch Bands aus dem Ausland im Programm. Nachdem abzuwarten war, dass die nicht würden anreisen dürfen, tritt an den drei verbleibenden Festivalterminen nun also eine Art Plan B in Kraft. Aber was heißt das schon, angesichts der Tatsache, dass das Birdland in Musikkreisen ein dermaßen hohes Ansehen genießt, dass für jeden zu vergebenden Konzert-

termin regelmäßig Dutzende von Anfragen eingehen. Und außerdem sind andernorts Clubs ja derzeit eh geschlossen. Nein, hier wird an diesen drei Tagen alles andere als ein „Ersatzprogramm“ angeboten.

Natürlich ist die Situation ungewohnt, für Zuhörer und Musiker gleichermaßen. Statt das typische Gemeinschaftserlebnis eines Konzerts zu haben, sitzt man abgeschottet auf seinem Stuhl und hat das Gefühl, als spiele Sternal, dieser großartige Pianist, der immerhin dreifacher Echo-Preisträger und Professor für Jazzklavier ist, tat-

sächlich nur ganz allein für einen selbst. Ob man versucht, dabei dessen Improvisationslinien nachzuverfolgen oder sich einfach nur mit ihm treiben lässt, bleibt einem selbst überlassen. Der Bösendorfer Flügel klingt im leeren Saal noch beeindruckender als sonst. Das Gewölbe wird zu einem riesigen Klangkörper. Das sind Erfahrungen, die man ohne Corona vermutlich gar nicht gemacht hätte. Dennoch: Wenigstens handelt es sich dabei nicht um einen Stream aus der Quarantäne, sondern ist live und fühlt sich „echt“ an.

„Wenn die Leute schon nicht zum Jazz kommen dürfen, dann muss der Jazz eben zu ihnen kommen.“

Manfred Rehm, Chef des „Birdland“

Ebenso wie Sternal sind tags darauf der von Quadro Nuevo her bekannte Mulo Francel (Tenessaxofon, Klarinette), Paulo Morello (Gitarre) und Sven Faller (Kontrabass) bester Dinge und dankbar, in Neuburg spielen zu können. Für die drei ist es das erste gemeinsame Konzert, überhaupt. Jeder steuert seine eigenen Kompositionen bei, wobei ein Schwerpunkt auf dem Erbe der Juden Osteuropas vor dem Hintergrund ihres Schicksal Mitte des 20. Jahrhunderts und dessen Einbettung in den Kanon des World Jazz liegt. Die Stücke, die quasi der Hauch der Dreißiger Jahre umgibt, sind besondere Leckerbissen.

Kathrin Pechlof, deren zweites Set live über den Äther geht, ist allein wegen ihres Instrument die Exotin des Festivals. Wie im Grunde vor ihr nur Alice Coltrane, setzt sie ausgerechnet mit der Harfe neue Akzente in der Welt des Jazz. Ausgehend von sparsamen Skizzen, entwirft das Trio farbige, filigrane, fragile und zum Teil recht sperrige Stücke avantgardistischer Provenienz, die durchaus mehrdeutig interpretierbar sind. Kein leichter, aber ungemein spannender Stoff.

Als pünktlich um 23 Uhr der letzte Ton verklungen ist, stehen den Hörern daheim an dem Radiogeräten noch drei weitere Stunden mit Jazz aus Neuburg bevor. Aus einem eigens eingerichteten Studio im ersten Stock, hoch über dem Jazzkeller, schicken Roland Spiegel und Ulrich Habersetzer vom BR Musik aus den vorab mitgeschnittenen Konzerten des Festivals über den Äther, dazu Interviews mit Musikern, Analysen und Einschätzungen von Musikkritikern, ein Gespräch mit Clubchef Manfred Rehm.

Corona ist für viele Veranstalter eine Katastrophe. Vor allem für kleine, unabhängige Clubs und Bühnen. Jetzt, mitten in der Pandemie, ist es besonders wichtig, dass sie beim ausgesperrten Publikum nicht in Vergessenheit geraten und präsent bleiben. Um das zu gewährleisten, zeigt sich das Birdland erstaunlich erfindersch. Beim ersten Lockdown wurden Livemitschnitte auf dem Clubeigenen Youtube-Kanal zur Verfügung gestellt – und auch wahrgenommen, was weit über 10 000 Zugriffe zeigen. Und nun zum zweiten Lockdown gibt's Konzerte aus dem Club live und als Mitschnitte übers Radio. Das ist überaus erfreulich, aber dennoch: Der hoffentlich bald wieder stattfindende „Regelbetrieb“ wäre allen Beteiligten eindeutig lieber. DK

Theaterpreis „Der Faust“ verliehen

Weimar – Regisseurin Ewelina Marciniak hat den Theaterpreis „Der Faust 2020“ erhalten. Am Samstagabend wurde die Polin für ihre nach Worten der Jury „meisterhafte“ Umsetzung von „Der Boxer“ am Thalia Theater Hamburg ausgezeichnet. An Martin G. Berger ging der undotierte Preis für seine Inszenierung der „Ariadne auf Naxos“ am Deutschen Nationaltheater Weimar (Regie Musiktheater).

„Wenn auch in diesem Jahr nur digital, zeigt der Preis die enorme Qualität und hohe Relevanz dessen, was auf unseren Bühnen geschaffen wird“, sagte der neu gewählte Präsident des Deutschen Bühnenvereins, Hamburgs Kultursenator Carsten Brosda (Foto oben). Er folgt auf den Berliner Theaterintendanten Ulrich Khuon.

Choreograf William Forsythe (Foto unten) erhielt den Theaterpreis für sein Lebenswerk. Der 70-jährige US-Amerikaner, der von 1984 bis 2004 Ballettdirektor in Frankfurt war, habe den zeitgenössischen Tanz durch seine Arbeit entscheidend beeinflusst, hatte der Deutsche Bühnenverein schon zuvor mitgeteilt.

Weitere Preisträger waren: Astrid Meyerfeldt, Schauspiel Köln (Darstellerin/Darsteller Schauspiel); Patrick Zielke, Theater Bremen (Sängerdarstellerin/Sängerdarsteller); Bryan Arias, Hessisches Staatsballett (Choreografie); Lucy Wilke und Pawel Dudus, Tanztendenz München e.V./Schwere Reiter (Darstellerin/Darsteller Tanz); Antje Pfundtner, Junges Theater Bremen MOKS (Regie Kinder- und Jugendtheater); Markus Selg und Rodrik Biersteker, Volksbühne Berlin (Bühne/Kostüm).

Der „Faust“-Theaterpreis wird von der Kulturstiftung der Länder, der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste und dem Deutschen Bühnenverein in Köln vergeben. Mit der Auszeichnung werden herausragende künstlerische Leistungen in acht Kategorien geehrt.

dpa/Fotos: Charisius, Burgi, dpa



Rätsel um Leben und Werk

Vor 100 Jahren wurde der Schriftsteller und Lyriker Paul Celan geboren – Eindringliche und einzigartige Bildsprache

Von Sabine Glaubitz

Paris – „Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends/ wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts/ wir trinken und trinken“. Es sind die ersten Worte, mit denen Paul Celan das Gedicht „Todesfuge“ beginnt, das seinen Ruhm als der bedeutendste deutschsprachige Lyriker nach 1945 begründet. Der jüdische Autor hat mit seiner eindringlichen und einzigartigen Bildsprache ein Werk geschaffen, dessen Bedeutung noch heute, 50 Jahre nach seinem Tod und 100 Jahre nach seinem Geburtstag an diesem Montag zahlreiche Fragen aufwirft.

Celans lyrisches Werk, in dem er sich zeitlebens mit dem Holocaust auseinandergesetzt hat, zählt zu den kompliziertesten und meist interpretierten seiner Art. Ein Phänomen hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier den Dichter deshalb auch Anfang November anlässlich eines Kulturabends zu Ehren Celans genannt. In

seiner Rede sprach er von einem Lyriker, der immer bedeutender werde, „je mehr wir verstehen, was er uns über uns sagt.“

Das Jahr 2020 steht im Zeichen Celans: Er wurde am 23. November 1920 in der Bukowina, heute Ukraine, geboren; gestorben ist er im Alter von 49 Jahren in Paris. Wahrscheinlich hat er sich am 20. April 1970 in die Seine gestürzt. Erst Tage später, am 1. Mai, wurde sein Leichnam geborgen. Er habe sich den einsamsten und anonymsten Tod ausgesucht, heißt es in einem Brief, den Celans 1991 verstorbene Ehefrau Gisèle Lestrange an die ehemalige Geliebte des Dichters, Ingeborg Bachmann, geschrieben hat.

Der Nachwelt hat Celan den bekannten Satz „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ hinterlassen – und ein Werk, in dem er das Unmenschliche und Unsagbare in eine Sprache übertrug, die in ähnlicher Weise nur selten Literatur- und Sprachwissenschaftler beschäftigt hat. Mit immer neuen



Die „Todesfuge“ hat Paul Celans Ruhm als bedeutendster deutschsprachiger Lyriker nach 1945 begründet. Foto: Antonowitz, dpa

Antworten versuchen sie ein Werk zu verstehen, das Celan selbst als „wirklichkeitswund und Wirklichkeit suchend“ bezeichnet hat.

Zum Doppeljubiläum sind gleich mehrere Werke zu Celans Leben und Werk erschienen, darunter „Todesfuge - Biografie eines Gedichts“ von Tho-

mas Sparr. Darin geht der Literaturwissenschaftler der Geschichte des Gedichts nach, das unter dem Eindruck des Todes seiner Eltern entstand, die 1942 in Konzentrationslager deportiert wurden.

Celan wurde als Paul Antschel in eine deutsch sprechende jüdische Familie hineingeboren. Er überlebte die Judenverfolgung in seiner Geburtsstadt Czernowitz, das bis 1918 habsburgisch war, später rumänisch, sowjetisch und heute ukrainisch. Über Bukarest gelangte Celan nach Wien. Dort ging er eine Beziehung mit der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann ein. 1948 ließ er sich in Paris nieder, wenige Jahre später heiratete er die Künstlerin Lestrange.

Sparr geht aber nicht nur auf den Entstehungskontext des berühmten Gedichts ein. Er beschreibt auch dessen bewegte Rezeptionsgeschichte. Das Gedicht, das auf Deutsch erstmals 1948 in Celans Gedichtsammlung „Der Sand aus den Urnen“ erschien, begründete nicht nur

den Ruhm des Dichters, sondern löste auch Kontroversen aus.

Einer der größten Kritiker war Theodor W. Adorno, der die Auffassung vertrat, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch. Damit stellte der deutsche Philologe für Generationen von Intellektuellen, Künstlern und Theoretikern die generelle Frage in den Raum, ob das Unsagbare künstlerisch transformiert werden könne. Sparr bringt in seinem Werk aber auch in Erinnerung, dass die „Todesfuge“ vor allem Zeugnis einer geschichtlichen Wirklichkeit ist, die den Namen Holocaust trägt.

Mit „Paul Celan. Erinnerungen und Briefe“ gibt Klaus Reichert Einblick in Celans Leben, das nur lückenhaft dokumentiert ist, denn Celan hat nur wenig über sich selbst preisgegeben. Der ehemalige Celan-Lektor bei Suhrkamp hat darin seine dienstlichen als auch privaten Begegnungen mit Celan festgehalten, mit dem er bereits 1958 erste Kontakte hatte.

Celan war mehrsprachig. Doch in Deutsch schrieb er seine Gedichte. Durch den Tod seiner Eltern im KZ wurde seine Muttersprache jedoch zur Mördersprache, ein Widerspruch, mit dem sich viele Celan-Spezialisten beschäftigten. So geht Wolfgang Emmerich in „Nahe Fremde. Paul Celan und die Deutschen“ auf sein gespaltenes Verhältnis zu Deutschland ein, wohin Celan zu Lesungen und auch privat immer wieder reiste. Einen Blick auf Celans Hassliebe zu Deutschland wirft auch Helmut Böttiger in „Celans Zerrissenheit - Ein jüdischer Dichter und der deutsche Geist“.

Celan hat sich wohl zeitlebens unverstanden gefühlt und zog sich immer mehr zurück. Anfang der 60er Jahre begab er sich erstmals in eine psychiatrische Klinik. Dem kurzen Aufenthalt folgten bis zu seinem Suizid noch viele weitere. Sein Seelenleben hat sein einzigartiges Werk geprägt. Beides wird wohl noch lange ein Rätsel bleiben. dpa